

## Deutliches Plus

**In drei Hamburger Grundschulen werden zum ersten Mal behinderte Kinder gemeinsam mit nichtbehinderten unterrichtet – „beinahe“, so ein Pädagogikprofessor, „ein historisches Ereignis“.**

Der erste Schultag für die Klasse 1d an der Hamburger Grundschule Nettelnburg lief ab, wie es so üblich ist, mit bunten Schultüten, aufgeregten Kindern und knipsenden Eltern. „Ein Unterschied zu den Parallelklassen“, stellte Schulleiterin Dagmar Mumssen zufrieden fest, „war nicht erkennbar.“ Aber in der 1d ist alles ganz anders.



**Integrationsklasse in Hamburg, Lehrer:** „Leben in der Normalität“

Zwei der zwanzig Kinder in dieser Klasse sind behindert, das eine ist mongoloid, die Entwicklung des anderen ist erheblich verzögert. Fälle also, für die üblicherweise eine Sonderschule sorgt. In Nettelnburg jedoch werden sie nun gemeinsam mit den Nichtbehinderten aus ihrem Schulbezirk unterrichtet und, so die Schulleiterin, „soweit es irgend geht, behandelt wie die anderen auch“.

Die Klasse 1d wurde ausersehen für einen Versuch zur „Eingliederung behinderter Kinder in der Grundschule“, der mit Beginn des neuen Schuljahres in drei Hamburger Lehranstalten gestartet wurde. Jeweils vier von fünfzehn Kindern in den beiden anderen Anfängerklassen – in den Stadtteilen Bergedorf und Wandsbek – sind körperlich oder geistig beeinträchtigt. Das Pilotprojekt, das jüngste und bislang umfangreichste seiner Art, ist das Ergebnis pädagogischer Bestrebungen, Sonderschulen überflüssig zu machen. In europäischen Nachbarländern ist solche Integration längst Gewohnheit,

für die Bundesrepublik aber handelt es sich, so der Hamburger Professor für Behindertenpädagogik, Hans Wocken, „um ein beinahe historisches Ereignis“.

Zwar bemühen sich schon einige Dutzend der rund 27 000 allgemeinbildenden Schulen in Westdeutschland darum, Kinder mit bestimmten, vor allem körperlichen Handikaps im normalen Schulbetrieb unterzubringen. Eingliederung fast ohne Ansehen von Art und Umfang der Behinderung aber zählt zu den Raritäten der Bildungsszene.

Den Anstoß für das Hamburger Modell gaben Eltern-Initiativen, die für ihre Idee beharrlich und, wie Hamburgs Schulsenator Joist Grolle erfuhr, „mit großer Überzeugungskraft“ warben. So überzeugend jedenfalls war der Gedanke, daß an nichtbehinderten Kindern für die Versuchsklassen kein Mangel war –

obschon die Teilnahme an dem Experiment absolut freiwillig ist. Und auch von Lehrern und Eltern der anderen Jahrgänge, die in der Schulkonferenz zustimmen mußten, kam kein Einspruch.

Zwei Lehrkräfte pro Klasse, eine Grundschullehrerin und eine Erzieherin, Förderunterricht durch eine Sonderpädagogin sowie ein Konzept mit vielen pädagogischen Freiheiten sollen der Integration von Spastikern und Mongoloiden, Sprachgestörten und Verhaltensauffälligen voranhelfen. Bei den knappen bürokratischen Vorgaben verzichtet die Schulbehörde auf jeden Anschein von „Reparaturpädagogik“, wie Erziehungswissenschaftler Wocken alle Bemühungen nennt, „behinderte Kinder der Normalität anzupassen“. So werden die behinderten Kinder beispielsweise nicht allgemeingültigen Klassenzielen unterworfen, die sie zwangsläufig zum Schulversagen verurteilen würden; sie sollen allein „ihren Möglichkeiten entsprechend gefördert werden können“.

Die Bewertung von Leistungen wird auf das individuelle Vermögen der Kinder abgestellt und „nicht von den Anforderungen der Grundschule“ bestimmt, Sitzenbleiben entfällt. Wenn „der behinderte Schüler am Ende des Schuljahres nicht die Voraussetzungen der Versetzung“ erfüllt, so die Maßgabe, „rückt er dem Integrationsprinzip folgend ohne Versetzung in die nächsthöhere Klasse auf“.

Auf diese Weise soll vermieden werden, daß behinderte Kinder mit ihren speziellen und ohnehin beträchtlichen Problemen nicht auch noch in eine soziale Isolation geraten. Denn mit dem Besuch einer Sonderschule, die eigentlich „die Behinderung beheben oder deren Folgen mildern“ (Schleswig-Holsteinisches Schulgesetz) soll, droht vielfach erst die eigentliche Behinderung.

In diesen zentralen Einrichtungen, oft weit entfernt vom Wohnort und als Ganztagsbetrieb organisiert, wird den behinderten Kindern zwar eine „spezialisierte Förderung“ zuteil, aber kaum „Leben in der Normalität“ (Wocken). Nach Unterricht, Therapie und Transport bleibt daheim gerade noch Zeit fürs Abendessen und die Nachtruhe.

Selbst die besonderen Förderungsmöglichkeiten werden zunehmend in Frage gestellt. Der Hamburger Sonderschullehrer Karl Merz etwa machte bei einem Vergleich von Leistungs- und Intelligenzentwicklung zwischen lernbehinderten Sonderschülern und Grundschulern mit erheblichen Lernschwierigkeiten ein „deutliches Plus für die Grundschüler“ fest. Fazit der Untersuchung: Die Sonderschule für Lernbehinderte müsse „total reformiert und überdacht“, besser noch, der „Schwerpunkt sonderpädagogischer Förderung in die Grundschule“ verlagert werden.

Senator Grolle will es nun auf den Versuch ankommen lassen, aber zum Anfang vom Ende der Sonderschule will er die Integrationsklassen nicht gleich erklären. Grolle ist Sozialdemokrat, und Schulreformen, die aus dieser Richtung kommen, wird heutzutage gern mißtraut. Wenn das Modell „in den Verdacht ideologischer Frontstellung“ gerate, fürchtet der Senator, sei „die Hälfte seiner Chancen schon verpaßt“.

## Leichte Antwort

**In Florenz ist die Sonderschule für Behinderte abgeschafft – Vorbild für westdeutsche Reformbestrebungen?**

In einer fünften Grundschulklasse steht Erdkunde auf dem Stundenplan. Die Schüler reden über Afrika. Einer, Luca, malt schweigend ein buntes Gekrakel, und nur wer ihn kennt, weiß, daß es Gorillas und Elefanten sein sollen.

Die Schüler einer achten Mittelschulklasse setzen alte Osterbräuche ins Bild. Eine Gruppe malt Szenen, die später per

Video aufgenommen werden. Leonardo, 14, führt Regie, obschon er selbst nur unbeholfen an Buchstaben herumschnippelt.

Luca ist mongoloid, Leonardo hirngeschädigt und verhaltensgestört. Sie lernen gemeinsam mit nichtbehinderten Kindern, in Florenz.

Die Eingliederung körperlich wie auch geistig beeinträchtigter Kinder in den normalen Lernbetrieb ist dort längst pädagogischer Alltag. 392 teils schwer Behinderte gehen in der toskanischen Stadt auf die Grundstufe (Klasse 1 bis 5) der staatlichen Einheitsschule, rund 200 auf die Mittelstufe (Klasse 5 bis 8) – Lernbehinderte oder Verhaltensauffällige nicht mitgerechnet. Kein behindertes Kind wird in besondere Kindergärten oder in Sonderschulen abgeschoben.

Selbst der Schulabschluß wird den behinderten Kindern in aller Regel nicht versagt. Notfalls machen sie eine leichtere Prüfung oder, so einer der Lehrer, das Reifezeugnis wird „sehr individuell ausgelegt“. Muß auf das Examen doch einmal verzichtet werden, ist in einem Abschlußzeugnis aufgeführt, welche Aufgaben das Kind bewältigen kann.

In Italien hat die florentinische Methode Schule gemacht – und in der Bundesrepublik ließe sich daraus lernen. Denn an westdeutschen Kinderhorten und Schulen ist die Integration von Sehgestörten und Spastikern, von Geistigbehinderten und Verhaltensauffälligen noch die Ausnahme.

Wer anders ist als die anderen, auffällig oder gebrechlich, wird abgeschoben. Kaschiert wird die Selektion mit dem Vorsatz individueller Förderung. Tatsächlich jedoch, urteilt der Florentiner Psychologe Ludwig O. Roser, „rehabilitieren“ Sonderschulen und ähnliche Einrichtungen „fast ausschließlich für die nächste Stufe der Aussonderung“. Ein Zurück zur Normalschule gelingt nur selten.

Gegen Abschieben und Aussonderung wehren sich auch in der Bundesrepublik immer öfter Eltern und Pädagogen. „Wenn Kinder im Kindergarten und in der Schule getrennt erzogen werden“, lautet ihre naheliegende, aber gleichwohl neue Erkenntnis, „wird es später keine gemeinsame Zukunft mehr geben.“

Ermutigend für die deutschen Reformer ist das Beispiel Italien. Auch da hatte sich die Integrationsidee nur allmählich durchgesetzt. Jahrelang wurden auch dort behinderte Kinder auf Sonderschulen, Hilfsklassen, Spezialeinrichtungen mit Internaten und Tagesstätten, abgeschoben. Doch als dieses mit viel Aufwand und Perfektion geschaffene Rehabilitationssystem so richtig funktionierte, wurde es, Ende der sechziger Jahre, radikal in Frage gestellt.

Verblüfft beobachteten die Experten, daß mit der Anzahl der Sondereinrich-



**Behinderte Schülerin Laura**

„Das Maß einer Person ...“

tungen auch die Zahl der Behinderten sprunghaft angestiegen war: in den Schulen für körperlich und geistig Behinderte in zehn Jahren bis 1970 von 24 000 auf 66 000, in den Sonderklassen für Lernbehinderte und Verhaltensauffällige von 14 000 auf 61 000.

Pädagogen und Ärzte, voran der Psychiatrie-Reformer Franco Basaglia und der Kinderneurologe Adriano Milani-Comparetti, prangerten nun die vielfache Isolation an, in der sich Kinder „wie im Gefängnis“ (Milani) vorkom-

men müßten. „Für die Behinderten mußte alles besonders sein“, kritisiert Milani rückblickend, „bis deren ganzes Leben besonders war und sie aus der Gesellschaft aussondert waren.“

Die Bedenken richteten sich auch gegen die eigene therapeutische Arbeit. Milani, seit Jahren erfahren in der Arbeit mit Behinderten und lange Jahre Leiter von Sondereinrichtungen, konstatiert, daß „die zum Ziel des Lesens und Schreibens geführten sonder-schulischen Bemühungen niemandem nützen, der im Heim lebt“. Auch Sprachprobleme würden nur gelöst, „wo die Sprache fließt, und nicht, wo sie stolpert“.

Es gab so etwas wie eine Behindertenrebellion. Der Verein für Spastischgelähmte in Florenz etwa, der noch 1969 für ein Rehabilitationszentrum gestritten hatte, gab zwei Jahre später die Schlüssel für die gerade fertiggestellten Einrichtungen bei den Behörden wieder ab. Sonderschulen wurden von einem Tag auf den anderen geschlossen, die Kinder auf herkömmliche Schulen verteilt. Den Psychologen Roser mutet das heute „fast wie eine revolutionäre Entwicklung an“.

Als die Integrationsbemühungen Mitte der siebziger Jahre in ersten Erlassen und Richtlinien amtlich sanktioniert wurden, waren in Florenz schon achtzig Prozent der „Träger von Handikaps“ (Amtssprache) freiwillig in die Regelschulen gewechselt und dort auch untergekommen. 1977 wurden die Sondereinrichtungen endgültig abgeschafft, die



\* In Florenz. In der Mitte der mongoloiden Luca.

... ist nicht, was sie lernt“: Schüler einer Integrationsklasse\*

**Auch bei  
Autoboxen**

**baßstark  
und brillant**

**Die reine  
Musik**

**MAZON**

Canton  
HiFi Boxen

Ausscheiden,  
Name und Adresse dazu,  
einsenden an: Canton,  
Postfach,  
6390 Usnngen,  
Katalog kommt  
postwendend

16

## Berufssorgen?



### Als Heilpraktiker(in) sind Sie sehr gefragt!

Dieser traditionsreiche Beruf bietet Ihnen Sicherheit, Ansehen, Erfüllung und ein gutes Einkommen! Auf die Ausbildung kommt es an.

#### Lassen Sie sich beraten!

An einem unserer vielen Lehrinstitute in Ihrer Nähe, in

#### 18 Städten Deutschlands

Sie erhalten dort alles Fachwissen – in Theorie und Praxis.

Fordern Sie jetzt unverbindlich Informations-Material an.

**Heilpraktiker-Schule**  
des Verbandes Deutscher Heilpraktiker  
GmbH & Co. KG

**HPSA** Industriestraße 1  
3050 Wunstorf/Han.  
Tel. (0 50 31) 40 31

C83

Eingliederung der Behinderten offiziell besiegelt. Fortan durfte keine Schule ein behindertes, auch nicht ein schwerbehindertes Kind im Schulalter mehr ablehnen.

Höchstens zwei behinderte Schüler pro Klasse läßt das Gesetz zu. Die Schülerzahl in Integrationsklassen wurde auf höchstens 20 festgeschrieben. Pädagogische Hilfestellung „für die Klasse, nicht nur für das behinderte Kind“ (Milani) leistet eine zweite Lehrkraft, eine Stützlehrerin, in bis zu sechs Unterrichtsstunden die Woche je behindertem Kind.

Elternbeschwerden nach dem Motto „Mein gesundes Kind wird benachteiligt“, sind nach Rosers Erfahrungen „eine Melodie, die man hier nicht mehr hört“. Dem Psychologen, zuständig für die ambulante Versorgung eines ganzen Stadtteils, sind auch „seit 1975 keine Eltern mehr begegnet“, die ihr behindertes Kind nach altem Brauch versorgt wissen wollten.

Ursache des starken Rückhalts in der Bevölkerung ist das in Italien verbreitete Bewußtsein bei Eltern und Lehrern, daß sich Schule nicht in der Erfüllung rein wissensmäßiger Lernziele erschöpft. „Das Maß einer Person“, sagt Milani, „ist nicht, was sie lernt. Es gibt eine Entwicklung, die nicht auf Lernen basiert.“ Im Florentiner Schulalltag bedeutet dies, alle Kinder ihrer Anlage und ihren Bedürfnissen entsprechend zu fördern.

Während etwa die Mitschüler geometrische Formeln büffeln, löst Leonardo, notfalls mit Hilfe eines Taschenrechners, einfache Additions- oder Multiplikationsaufgaben. Der geistig behinderte Andrea, 16 Jahre alt, aber auf dem Entwicklungsstand eines Sechs- bis Siebenjährigen, malt still vor sich hin, während die anderen in Kunstgeschichte unterwiesen werden.

Pädagogen und Mediziner vertrauen darauf, daß Anregung und Stimulation durch die Mitschüler beim lernschwachen wie beim schwerbehinderten Kind mehr bewirken als jede Förderung in Sondereinrichtungen. „Die vorgelebten, also nicht durch künstliche Übung erzwungenen Ziele werden zur treibenden Kraft“ für sie, stellte Roser fest, „das Bestmögliche, in den Grenzen der Behinderung, zu erreichen“.

Als Andrea in die Schule kam, verkroch er sich in die Ecken, warf sich auf den Boden; war aggressiv. Heute geht er gern zur Schule. Er spricht viel besser und hat in seiner Klasse feste Freunde – Nichtbehinderte. Diese Entwicklung, davon sind seine Lehrer überzeugt, ist „das Verdienst seiner Mitschüler“.



**Psychologin Roser, Patientin**  
„Fast eine revolutionäre Entwicklung“

Die wiederum profitieren von den Erfahrungen, indem sie lernten, Unterschiede zwischen Menschen als etwas Selbstverständliches zu akzeptieren, Eigenarten und Schwächen zu tolerieren und Hilfe anzubieten, wenn sie nötig war.

Ein extremes Beispiel für die Integrationsbereitschaft von Lehrern, Schülern und Eltern in Florenz ist Laura, 15, in einer achten Klasse. Das Mädchen ist an allen vier Gliedmaßen gelähmt und kann nicht sprechen. Jahrelang war sie in einer speziellen Einrichtung untergebracht, in einer Gruppe zusammen mit zehn anderen ähnlich Behinderten.

Als Laura in die Regelschule kam, hatten Mediziner wie Pädagogen weniger Schulisches im Sinn. „Das Kind sollte lernen zu genießen“, sagt Roser, als Kind unter Kindern. Das Mädchen, dem Wahrnehmungen und Empfindungen kaum zugetraut wurden, reagiert heute auf Fragen mit Lächeln und leichtem Kopfnicken. Wird es an seiner einstigen Behinderten-Herberge vorbeigefahren, „fängt es laut an zu weinen“ (Roser).

Und doch stellt sich am Beispiel des schwerbehinderten Mädchens, das Stunde für Stunde neben dem Pult der Lehrerin im Rollstuhl sitzt, die Überlegung nach der Grenze der Integrationsfähigkeit. „Diese Frage wird immer wieder laut“, sagt Milani. Er glaubt, „man sollte sie umdrehen. Was die Kinder leisten können, ist nicht wichtig, sondern was nötig ist für sie. Und dann ist die Antwort ganz leicht, weil es Kinder gibt, die es nötig haben, mit anderen Kindern zusammenzuleben“.